

Mit allem eins im Seelengrund

Warum fasziniert Meister Eckhart bis heute? Seit 24 Jahren ergründet die Internationale Meister-Eckhart-Gesellschaft das zeitlos aktuelle Werk des Dominikanermönchs Eckhart von Hochheim. **VON DIRK MÜLLER**

Wer die Lehren des Eckhart von Hochheim durchdringen will, muss einmal in der Religionsgeschichte einmaligen theologischen Phänomenen auf die Spur kommen. Seit ihrer Gründung im Jahr 2004 in Würzburg stellt sich die Internationale Meister-Eckhart-Gesellschaft dieser Aufgabe. Ziel ist es laut Satzung, Eckharts Leben und Wirken in seiner Zeit, seine Schriften und Lehre, seine geschichtliche Herkunft und Wirkung sowie die Aktualität seines Denkens zu erforschen und darzustellen.

Wer war Eckhart von Hochheim? Geboren um 1260 in Hochheim im heutigen Landkreis Gotha in Thüringen, trat er als Jugendlicher in den Orden der Dominikaner ein und erlangte später hohe Ämter; er war Prior des Erfurter Dominikanerklosters sowie erster Provinzial der weitläufigen Ordensprovinz Saxonica, wirkte als Lehrer und Prediger in Straßburg und Köln und hatte als Magister der Theologie zweimal einen Lehrstuhl in Paris inne – an der damals berühmtesten Universität des Abendlandes. Von zwei Mitbrüdern der Häresie bezichtigt, stellte er sich einem 1325 in Köln eingeleiteten und später am Sitz des Papstes in Avignon fortgesetzten Inquisitionsprozess und starb dort 1328 noch vor Abschluss des Verfahrens. 1329 verurteilte Papst Johannes XXII. einige seiner Aussagen posthum als Irrlehren und verbot deren Wiedergabe. Dennoch wurden seine Werke im Spätmittelalter weiter verbreitet. Was ist das Besondere an seiner Lehre? Seine Thesen etwa vom „Seelengrund“ und der „Gottesgeburt“ im Menschen, der Selbsterkenntnis der Seele als Gotteserkenntnis, sind in ihrer Originalität einmalig und bis heute aktuell; die Literatur ist entsprechend umfangreich. Eckhart betont die Untrennbarkeit des Menschen

von Gott. Im „Seelengrund“ sei der Mensch eins mit Gott und nur mit Gott. Er unterscheidet dabei zwischen Gott als Schöpfer und der „Gott-heit“ als dem absolut zeit- und wesenslosen Unbegreiflichen jenseits aller Dinge, auch jenseits der Trinitätslehre. Den Begriff der „Abgeschiedenheit“ verwendet er als Loslassen aller Ich-Bezogenheit und aller individuellen Wünsche, Ziele und Eigenschaften. Von Eckhart stammt der Begriff „Gelassenheit“: Wer sich selbst los-lasse, lasse Gott in sich selbst zu. Und schaffe so die Voraussetzung, zum Seelengrund „durchzubrechen“. Dieser Prozess führt bei Eckhart nicht etwa zur Weltabgewandtheit, sondern zu tätiger, selbstloser Liebe im Alltag, wobei immer der jetzige Moment der wichtigste sei. Der Erfahrungsweg dorthin bedürfe keiner Isolation oder Meditation, sondern allein der Vernunft und Erkenntnis. Jedoch sei Erkennen im Wortsinne gar nicht möglich, denn: „Die verborgene Finsternis des unsichtbaren Lichtes der ewigen Gott-heit ist unerkannt und wird auch nie erkannt werden.“ Einige weitere bekannte Sätze Meister Eckharts sind:

„Gott ist mir näher, als ich mir selber bin. Mein Dasein hängt daran, dass Gott mir gegenwärtig ist.“
 „Überall, wo du dich findest, da lass dich.“
 „Hast du dich selber auf die rechte Art lieb, so hast du alle Menschen lieb, wie dich selbst.“
 „Soweit du ausgehst aus allen Dingen, so weit geht Gott ein mit all dem Seinen.“
 „Die wichtigste Stunde ist immer die Gegenwart, der bedeutendste Mensch ist immer der, der dir gerade gegenübersteht.“
 „Das Auge, mit dem ich Gott sehe, ist dasselbe Auge, mit dem Gott mich sieht.“
 „Hätte ich einen Gott, den ich verstehen könnte, ich wollte ihn nimmer für Gott halten.“

In Häresieverdacht gerieten und zur Verurteilung führten in erster Linie einige seiner „Seelengrund“-Thesen. Als besonders anstößig betrachtete das päpstliche Gericht die Aussage, die menschliche Seele sei in Teilen unerschaffen, also unabhängig von einem Schöpfergott. Auch der Begriff der „Gottesgeburt in der Seele“ wurde als blasphemisch eingestuft; ebenso sahen Ankläger und Papst die Sonderstellung Christi als einzigen wahren Mensch und wahren Gott gefährdet.

Die katholische Kirche betrachtet Meister Eckhart heute als bedeutenden Mystiker und spirituellen Lehrer, nachdem sein Werk lange Zeit durch die Verurteilung von 1329 belastet war. Sein Fokus auf innere Gotteserfahrung, Abgeschiedenheit und die Einheit von Gott und Mensch wird heute als wertvolle Bereicherung von Spiritualität und Schöpfungstheologie geschätzt. Beide großen christlichen Kirchen beschäftigen sich in Seminaren, Gesprächskreisen, Workshops, Vorträgen mit seinen Lehren. Auch im Zen-Buddhismus ist Eckhart hoch angesehen. Eine formelle Aufhebung der Verurteilung durch den Vatikan erfolgte bisher nicht.

Eckhart bezog sich in einigen seiner Gedanken auf die Neuplatoniker und besonders auf Pseudo-Dionysius Areopagita. Die Werke Eckharts sind teils in lateinischer, teils in mittelhochdeutscher Sprache abgefasst, wobei er mit letzterer gerade das „einfache Volk“ erreichen wollte. Die deutschen Werke sind wesentlich breiter überliefert als die lateinischen. Keines von ihnen ist als Autograf (eigenhändige Niederschrift) erhalten. Immer wieder neu entdeckte Handschriften und die Frage, ob sie sich mit den Lehren Eckharts in Beziehung setzen lassen, sind wesentlicher Teil des Forschungsgegenstands der Meister-Eckhart-Gesellschaft. **CG**

Ein Gespräch mit Freimut Löser und Markus Vinzent, Präsident und Vizepräsident der Meister-Eckhart-Gesellschaft, über ihre Forschung und Eckharts zeitlose Aktualität.

CHRIST IN DER GEGENWART: Wird man mit Meister Eckhart jemals „fertig“ oder bleibt immer etwas Unergründliches und Verborgenes in seiner Lehre?

Löser: Die Frage nach der Unergründlichkeit passt jedenfalls zu Eckhart, er sucht den Grund der Wahrheit, den Grund Gottes und den Grund der Bibel, er kommt dabei niemals ans Ende und erschließt sich uns so immer wieder neu. Ein stetiger, reicher Prozess des Aufdeckens, dem wir uns auch als Meister-Eckhart-Gesellschaft verschrieben haben.

Vinzent: Eckharts Denken ist nicht begrenzt, es ist kein geschlossenes System. „Wenn du zum Kern der Wahrheit gelangen willst, musst du den Kern zerbrechen!“ Dahinter steht keine fertige Erkenntnis, außer: Das Leben ist das Leben. Das ist aber keine lapidare Antwort, sondern eine Frage, die sich immer wieder neu stellt. Das Leben ist für Eckhart immer nur die Basis von etwas Vorläufigem.

Löser: Eckhart hört einfach nicht auf zu denken, oft formuliert er „mehr noch“, „mehr“ und „mehr“, sein Denken kennt immer noch ein „Darüber hinaus“, es fächert sich immer wieder neu auf, ist ständig im Fluss und Eckhart selbst ist nie abschließend zufrieden.

Vinzent: Dabei bringt er einen gewaltigen Wissensfundus mit. Er ist unglaublich belesen, wir kennen keinen vergleichbaren Autor des 14. Jahrhunderts, und dabei

ist er ständig weiter auf der Suche. Wobei er sich nicht scheut, anderen zu widersprechen: etwa Augustinus, der sagt, die innere Hinwendung zu Gott und die Ausrichtung auf Gott in der täglichen Eucharistie seien entscheidend. Dagegen sagt Eckhart, viel wertvoller sei es, einem Armen ein Brot zu geben.

Tut man Meister Eckhart Unrecht, wenn man ihn als Mystiker bezeichnet?

Löser: Er ist kein Erfahrungsmystiker wie Mechthild von Magdeburg oder Heinrich Seuse. Er ist aber Mystiker, indem er den „Durchbruch zu Gott“ als Ziel definiert, wonach ja alle Mystik strebt. Im Sinne einer „Unio Mystica“, also der höchsten Stufe der Gotteserkenntnis in der Mystik als einer Einheit mit Gott.

Vinzent: Eckhart als Mystiker zu bezeichnen hat den Vorteil, dass man sich unter dem Begriff Mystik auch in unserer Gegenwart etwas vorstellen kann. Eckhart steht dabei in einer großen Tradition von intellektuellen Mystikern, vergleichbar mit seiner Zeitgenossin Marguerite Porete. Auffällig sind die Parallelen seiner Gedanken vom Gottesgrund als Leere oder Nichts zu fernöstlichen Philosophien.

Löser: Wobei er mit dem Begriff des Gottesgrunds an den pseudo-dionysischen Begriff von Gott als dem Über-Seienden und in letzter Konsequenz von Gott als der Negation aller Negationen anknüpft, weil alle anderen Aussagen über Gott unzulässig seien. Das geht über den Begriff der Trinität und auch den christliche Gottesbegriff weit hinaus! Gott zu denken als das Über-Sein nicht im metaphysischen Sinne, sondern

als „Nichts“, das finden wir bei Marguerite und auch im Zen. Es gibt eine große Meister-Eckhart-Gemeinde in Japan, und auch einige Mitglieder unserer Meister-Eckhart-Gesellschaft sind oder waren Zen-Meister. Der große Mystikforscher Alois Haas hat sich mit zenbuddhistischen Texten beschäftigt, und der japanische Philosoph und Zen-Buddhist Shizuteru Ueda hat das bekannte Buch „Die Gottesgeburt in der Seele und der Durchbruch zur Gottheit bei Meister Eckhart“ geschrieben. In Japan, Südkorea und auch in China ist Eckhart sehr populär.

Wo zum Beispiel ist Eckhart dem Zen nahe?

Vinzent: Nehmen wir die alte pythagoräische Vorstellung von der Zahl: Nach monotheistischer Vorstellung ist Gott eins. Bei Eckhart aber ist die Eins keine Zahl, sondern ein Prinzip. Tatsächlich begann die Zählweise im alten Griechenland mit der Zwei. Die Eins ist eine Nicht-Zahl, da alles, was man durch Eins teilt, seinen Wert behält. Es macht also keinen Unterschied, ob ich nach Eckhart an einen, drei, eintausend oder null Götter glaube, wenn man die Eins wegnimmt. In seinem Johannes-Kommentar entwickelt Eckhart die Vorstellung von der Nicht-Zahl des einen Gottes. Der eine Gott unterliegt keiner Zahl und auch die Trinität ist keine der Zahl nach. Ähnlich der Zen-Gedanke vom Nichts, das in allem ist.

Löser: Natürlich war Eckhart kein Zen-Buddhist, sondern ein Dominikaner seiner Zeit. Er war Prior, Betender, Beichtvater, hat seine Ordensgelübde abgelegt, die Bibel studiert, gepredigt – kurz, er war Christ. Wir →

→ dürfen auch nicht nur seine vermeintlich häretischen Texte betrachten, worauf er in der traditionellen Forschung zu stark minimiert wird. Eckhart erfüllte alle gängigen christlichen Attribute und reichte doch weit darüber hinaus. In einer seiner Predigten schreibt er, Gott werde in jedem Menschen geboren, egal ob Christ, Heide oder Jude. Wir alle sind Kinder Gottes: Das war bahnbrechend in einer Zeit, als die Kreuzzüge gerade erst vorbei waren und Juden zwangsgetauft oder als Brunnenvergifter beschuldigt wurden. Gerade in seinem christlichen Denken geht er weit über den Glauben seiner Zeit hinaus. Aus seinem christlichen Menschenbild schuf er eine Menschheitsreligion. Das macht Eckhart gerade in unserer Zeit so sympathisch: Wir alle sind Gottes eingeborener Sohn, oder heute würde man sagen: Tochter und Sohn.

Vinzent: Wir sind es ja gewohnt, in Hierarchien zu denken, von Gott als allmächtigem Schöpfer über die Trinität und die Christologie bis zur Schöpfung und dem Menschen hin zum Aderlass des Sündenfalls, das alles beschreibt eine Deszendenz, eine Verlustgeschichte. Eckhart denkt hier völlig neu: Für ihn gibt es keinen Abstieg Gottes zum Menschen, sondern eine Gottesgeburt *im* Menschen, Gott gebiert sich im Menschen im Sinne einer *potentia generandi*, eines Zeugungsaktes. Nach einer neu aufgetauchten Handschrift lautet der Schlusssatz seiner Predigt 14: „So wie Gott mich gebiert, so gebäre ich Gott.“ Die Anschlussstelle dieser Predigt wurde vor zehn Jahren auf der Wartburg gefunden. Eckhart bekennt dort, „dass ich Gott seine Gottheit gebe“.

Löser: Der Gedanke „Gott und ich“ führt Eckhart zu der Frage: Wenn Gott Gott ist, ich jedoch *nicht* wäre, dann wäre Gott alles. Gott wäre zwar in seiner Vorgeschöpflichkeit Gott, aber nicht in der Wahrnehmung. Denn dazu fehlte der Mensch, der ihn durch sein Erkennen erst zum wahrgenommenen Gott macht. Ein heikler Gedanke, damals wie heute! Damals konnte das so weit führen wie im Traktat aus dem 14. Jahrhundert der Schwester Katrei, die nach dem Gottesdienst ihrem „würdigen Beichtvater“ sagt – oft dargestellt als Meister Eckhart selbst: „Herr, freuet euch mit mir, ich bin Gott geworden!“ Anstatt die Aussage als Blasphemie anzuprangern, antwortet der Beichtvater positiv: „Gott sei gelobt! Geh weg von allen Leuten in deine Einsamkeit, bleibst du Gott, ich gönne ihn dir gern“.

Steckt darin nicht eine gewaltige Anmaßung oder jedenfalls ein großes Missverständnis?

Löser: Es kommt darauf an, ob Katrei in ihrer Erkenntnis hoch- oder demütig ist. Das unerreichbare Beispiel

des rechten, demütigen Menschen ist für Eckhart Jesus Christus, der uns Gott offenbart hat. Eckhart geht es um diese Demut, denn er meint mit dem Bild des gegenseitigen Gebärens zwischen Gott und Mensch ja nicht, dass der Mensch zum Schöpfergott wird, sondern bezeichnet damit den Zustand der vollkommenen „Abgeschiedenheit“ und die Vereinigung mit Gott im tiefsten Seelengrund. Dort ist die Seele nichts anderes mehr als allein Gott. So wie ich in Gott zurückgeboren werde, gebäre ich Gott in mir. Nicht einmalig, sondern als dynamischer Prozess, der in jeder Sekunde geschieht.

Vinzent: Gott der Allmächtige spiegelt sich in der Ohnmacht des Menschen, oder besser: Die Demut, die Gott dem Menschen gibt, spiegelt sich in der Demut Gottes. So wie Gott den Sohn gebiert, bleibt Gott gar nichts anderes übrig, als für den Sohn auch die Fürsprache zu übernehmen. Und was für den Sohn gilt, gilt für alle Menschen. Ein Gott der Liebe und der Gnade kann gar nicht anders, als den Menschen anzunehmen und ihm zu vergeben. Eckhart sieht sich hier ganz auf dem Boden der traditionellen christlichen Lehre.

Löser: Das ist das Gottesbild eines „reichen“ Gottes, der die menschliche Armut erfüllt, aber auch des „armen“ Gottes, der des Menschen geradezu bedürftig ist.

Weil Gott den Menschen braucht wie Adam und Eva als sein Ebenbild?

Löser: Schon vor Adam und Eva braucht Gott den Menschen, schon bevor er irgendwas erschafft. Die Geburt Gottes im Menschen und die Geburt des Menschen in Gott sind zeitlos. Eckhart sieht Gott als immerwährenden Bau- und Werkmeister, als immerzu Erschaffenden. Gott erschafft, indem er gebiert in *creatio continua*, also fortwährend ohne Anfangsakt. Gott spiegelt uns aus sich selbst in die Welt hinein und wir gebären ihn zurück in einem unmittelbaren, dauernden Prozess. Dieser Gedanke barg für die damalige

„Erst durch das Erkennen des Menschen wird Gott zum wahrgenommenen Gott.“

Kirche eine konkrete Gefahr: Erkennt der Mensch diese Unmittelbarkeit, braucht er keinen Mittler mehr, also auch keine Priester und auch keine Sakramente. Die kirchlichen Instanzen waren also gewarnt.

Hatten sie denn überhaupt die Möglichkeit, Eckharts Gedanken in ihrer ganzen Tiefe und Ungeheuerlichkeit zu durchdringen?

Vinzent: In ganzer Tiefe wohl nicht, aber sie hatten eine gute Nase bei Häresiegefahren. Und es fiel ihnen sicher auch auf, dass für Eckhart Begriffe wie Sünde, Beichte und Buße keine große Rolle spielten. Mit der Lehre der Erbsünde und der Sühne durch stellvertretendes Leiden Christi setzte er sich kaum auseinander.

Löser: Man muss sich dabei vergegenwärtigen, in welchem Spannungsfeld sich Eckhart befand: Er hatte zweimal einen Lehrstuhl in Paris inne, war Prior der Dominikaner in Erfurt, Leiter einer großen neuen Ordensprovinz im gesamten Norden und Osten des heutigen deutschsprachigen Raumes, hatte die Aufsicht über Nonnenklöster, setzte sich mit Frauen, die sich selbst organisierten, den Straßburger Beginen, auseinander und vieles mehr. Eckhart sah sich dabei niemals als Häretiker, sondern als Brückenbauer. Um ihn herum gab es Bewegungen, die noch deutlich radikaler waren als seine Thesen, etwa das „Nichts haben, nichts wollen, nichts begehren“ der Begine Marguerite Porete, und er sah es als seine Aufgabe an, die Beginen, die Bettelorden usw. möglichst zu integrieren und nicht zu bekämpfen. Eckhart erkannte die ernstgemeinte Gottessehnsucht dieser Bewegungen und wollte vermitteln, geriet dabei aber selbst zwischen alle Stühle.

Vinzent: Mit seinen Thesen wurde er immer wieder neu entdeckt. Auch Luther bezog sich zumindest indirekt auf Eckhart, er hatte den Augsburger Taulerdruck gelesen, in dem auch Eckhartpredigten stehen. Später lernten Philosophen von Eckhart: Jakob Böhme, Hegel und Schopenhauer, Heidegger, Jaspers, auch Karl Rahner, im 20. Jahrhundert Jacques Derrida, der Komponist John Cage, in der Literatur Musil, Rilke, der Dramatiker Jon Fosse und viele mehr. Eckhart'sches Denken fasziniert und inspiriert bis heute. **CG**

Wege & Welten

GOTTHARD FUCHS
entdeckt die
Mystik im Alltag

Das Nichts sehen

Ich gehe denselben Weg zurück – und könnte schwören, ihn noch nicht gegangen zu sein; so anders war der Hinweg. Schon oft durch dieselben Straßen gegangen, begegnet mir immer Neues, das längst da war. Fällt es mir überraschend zu oder entdecke

ich es von mir aus? Was alles übersehe ich, anstatt es einzusehen! „Weil du die Augen offen hast, glaubst du, du siehst“, schrieb Goethe. Ständig muss einem erst ein Licht aufgehen. Was Paul Klee von der Kunst gesagt hat, gilt grundsätzlich: Sie bilde nicht ab, was man sieht; sie bringe ins Bild, was man nicht sieht und dass man neu sieht. Die Dinge schlagen förmlich die Augen auf, und der innere Mensch auch: „Man sieht nur mit dem Herzen gut.“

Gerade die biblischen Ostergeschichten folgen dieser kontemplativen Logik von Offen-Barung und Erfahrung: unvorhersehbar zeigt sich, was zugleich (?) einleuchtet und sich sehen lässt. Den Emmaus-Jüngern „wurden die Augen aufgetan und sie erkannten ihn; und er entschwand ihren Blicken“ (*Lk 24,31*). Grundsätzlich gilt für die Glaubenserfahrung: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gedrunken ist, das hat Gott denen bereitet, die sich von ihm lieben lassen und ihn lieben“ (*1 Kor 2,9*). Was unser Sehvermögen, ja unsere Vorstel-

lungskraft total übersteigt, ist blitzartig blendend da – und vorüber. Indem Jesus sich entzieht, merken die Emmaus-Jünger erst, wie sehr ihnen das Herz brennt. Diese Hoffnungsstruktur gehört durchgängig zum biblischen Gottesglauben: er ist ja „ein Zutagetreten von Tatsachen, die man nicht sieht“, noch nicht (*vgl. Hebr 11,1*).

Paulus etwa erzählt sehr persönlich von seiner Ostererfahrung: wie der tägliche Sonnenaufgang draußen sei das im eigenen Erleben innen, was er auf dem Angesicht Jesu entdeckt habe (*vgl. 2 Kor 4,6*) – schlechterdings umwerfend. Die Geschichte vom Damaskus-Erlebnis bei Lukas malt die Wucht dieser Konversionserfahrung kräftig aus, wortwörtlich vom hohen Ross gefallen und dann wie geblendet beim Aufstehen. Als Meister Eckhart darüber zu predigen hatte, sagte er gleich zu Beginn: „Als er (Paulus) aufstand von der Erde, da sah er mit offenen Augen nichts, und dieses Nichts war Gott.“ In der Tat: Das Geheimnis, das wir Gott nennen, ist nichts von allem,

was ist, weil allem gegenüber und zuvor – zugleich doch in allem, denn sonst wäre all das nicht(s). Aufregend und vorbildlich, wie Eckhart darum ringt, die Unbegreiflichkeit Gottes in allen Dingen zu erschließen: nichts und alles, pure Fülle, die jede Vorstellung sprengt, und doch ständig ein-leuchtet. „Wer mit Nichts von Gott redet, der redet zutreffend von ihm“; schärfer noch: „Niemand kann so weit kommen, Gott aussprechen zu können.“ So unglaublich ist das. Der Eckhart-Leser Alfred Delp schrieb im selben Sinn, und das mit karfreitaglich gefesselten Händen: „Die Welt ist Gottes so voll.“

Wie gut, dass in unserer nachtheistischen Epoche das früher geläufige „Gott-Sagen“ abhanden kommt. Solcher Gottes-Entzug könnte als Einladung gelesen werden, sich neu überraschen zu lassen, neu sehen und bezeugen zu lernen, was der Grund ist von allem und dessen Erfüllung. Nicht zu fassen. **CG**

GOTTHARD FUCHS, Dr. phil., ist Priester und Publizist in Wiesbaden.